



Marie Jahoda, um 1959 in England

Helga Nowotny

## Marie Jahoda und Wien als *City of the Century* – eine Einleitung

In ihrer Doppelausgabe zum Jahresende 2016 veröffentlichte die Zeitschrift *The Economist* einen ausführlichen Artikel, der Wien als die ‚Stadt des Jahrhunderts‘ feiert. Die durchgängige These für diese hohe Auszeichnung sind die Ideen, die von der Hauptstadt des früheren Kaiserreiches am Anfang des letzten Jahrhunderts ausgegangen sind. Wien wird als die intellektuelle Wiege des Modernismus und Faschismus bezeichnet. Ebenso war sie Ausgangspunkt für Liberalismus und Totalitarismus. Dies sind, so der *Economist*, die Strömungen, die weitgehend das westliche Denken und die Politik seit dem Untergang der Habsburgermonarchie bis zum heutigen Tag geprägt haben.

Selbst wenn die Blütezeit des liberalen Wiens nur von kurzer Dauer war, so war sie doch bereits von den Spannungen und Konflikten geprägt, die sich bald in virulentem Nationalismus und Antisemitismus austobten. Auf das Ende des Ersten Weltkriegs und nach dem kurzen Intermezzo des progressiven „Roten Wiens“ folgten Austrofaschismus und die Machtübernahme durch Hitler. Das liberale, kosmopolitisch und größtenteils jüdische Wien wurde zur Flucht gezwungen oder ermordet. Viele der Vertriebenen fanden in den USA und in Großbritannien Zuflucht und Aufnahme. „Die wertvollste Seite des Wiener Gedankenguts für den Westen zur damaligen Zeit“, so der Artikel, „lag in der Anwendung der allerjüngsten ‚wissenschaftlichen‘ Methoden auf Gebiete, die früher einem amateurhaften Theoretisieren überlassen blieben oder vernachlässigt wurden“. Dies führte zur Transformation vieler Aspekte des Lebens.

Interessanterweise findet die Rettung des intellektuellen Gedankenguts, das von Wien ausging und den Westen noch über Jahrzehnte prägen sollte, fast ausschließlich durch die wissenschaftlich-methodischen Neuerungen in den Sozialwissenschaften statt. Dies trifft vor allem auf die Ökonomen der Wiener Schule zu, deren intellektuelle Leistungen, so der *Economist*, vor

allem darin bestand, das wirtschaftsliberale Denken für den Westen bis in die 1980er Jahre bewahrt zu haben. Doch auch den anderen Sozialwissenschaften wird durch die methodisch-empirische Arbeitsweise eine hohe wissenschaftliche Innovationskraft attestiert.

So etwa erhält Charlotte Bühler, die 1922 mit ihrem Mann Karl an der Universität Wien die moderne experimentelle Psychologie begründete, einen prominenten Platz. Andere Wiener Intellektuelle verstanden es, ihr in die USA mitgebrachtes Wissen und rigoroses Training in empirischen Methoden mit Erfolg auf neue Gebiete zu übertragen. Sie erwiesen sich als indifferent gegenüber engstirnigen akademischen Besitzstandswahrungen und schöpften die Gelegenheiten aus, die das amerikanische Umfeld für industrie- und businessfreundliches Forschen bot. Dies traf sogar für Freudianer zu; ebenso für Ernest Dichter, der auch aus der Bühler-Schule stammte. Besonders hervorgehoben wird jedoch Paul F. Lazarsfeld, der als Gründer der amerikanischen Soziologie apostrophiert wird (City of the Century. *The Economist*, 24<sup>th</sup> December 2016: 28–30).

In der Auflistung der aus Wien vertriebenen Pioniere, die in den USA und Großbritannien in den Sozialwissenschaften reüssiert haben, fehlt jedenfalls ein Name: Marie Jahoda. Umso mehr ist es zu begrüßen, dass der vorliegende Band ausschließlich ihr gewidmet ist. Die erwähnte Leerstelle mag vielerlei Gründe haben. Vielleicht liegt es an der lebenslangen Zurückhaltung von Marie Jahoda, die sich selten in den Medien zu Wort meldete und einmal in einem Interview von sich sagte: *Ich habe die Welt nicht verändert*. Ungewöhnlich hoch ist auch die Zahl ihrer nicht veröffentlichten Forschungsergebnisse. Die Gründe für beides lagen oft in ihrer prekären Arbeitssituation. Diese führte zur Abhängigkeit von ihren Auftraggebern, deren Zustimmung für die Veröffentlichung ihrer Forschungsergebnisse sie benötigte.

Auch der von Robert K. Merton beschriebene Matthäus-Effekt mag verantwortlich dafür sein, ihr Wirken zu übergehen. Wissenschaftliche Leistungen und Anerkennung wachsen überproportional denjenigen zu, die bereits erfolgreich sind und über Sichtbarkeit und Reputation verfügen. So wird im oben zitierten Artikel Paul F. Lazarsfeld als Ko-Autor einer ‚revolutionären Untersuchung über die vernichtenden sozialen und psychologischen Auswirkungen von Arbeitslosigkeit‘ genannt. Unerwähnt bleibt, dass Marie Jahoda die Erstautorin der *Arbeitslosen von Marienthal* war und die Studie größtenteils von ihr verfasst wurde.

Vielleicht liegt es aber auch an ihrer Wissenschaftsauffassung. Zentral für ihr wissenschaftliches Ethos war immer die Relevanz der Fragestellungen für die Menschen, deren Lebensumstände sie untersuchte. Obwohl sie den

angewandten empirischen Methoden große Wichtigkeit einräumte und ihre persönlich durchgeführten Befragungen genauestens belegte und analysierte, blieb sie dennoch Zeit ihres Lebens skeptisch gegenüber jedem Methodenfetischismus.

Ein weiterer Grund mag sein, dass die zentrale Fragestellung, der rote Faden, der ihr gesamtes wissenschaftliches Werk durchzieht, ein Thema ist, das nicht so recht in das wirtschaftsliberale Credo passt, das die Ökonomen der Wiener Schule vertraten. Marie Jahodas Thema war und blieb das Thema der Arbeit, deren manifeste Zwecke und latente Konsequenzen. Dazu zählte insbesondere die verheerende Wirkung von Arbeitslosigkeit für die Betroffenen. Die von ihr befragten Menschen waren meist am unteren Rand der Gesellschaft angesiedelt. Bereits in ihrer Dissertation war es eine bewusste und begründete Entscheidung, nicht die Lebensgeschichten von Angehörigen der bürgerlichen Schichten zu untersuchen, sondern 52 Frauen und Männer in den Versorgungshäusern der Stadt Wien zu befragen.

Dies führt direkt zum vorliegenden Band. In ihm wird erstmals die Dissertation der damals 24-Jährigen veröffentlicht einschließlich des von ihr gesammelten Materials von lebensgeschichtlichen Reportagen.

Im Detail rekonstruiert wird die Entstehung der Dissertation von Meinrad Ziegler. Sein einfühlsamer Beitrag analysiert den institutionellen und organisatorischen Kontext, in dem die Fragestellungen der Dissertation und die verwendeten Methoden, einschließlich der von Marie Jahoda originär erbrachten Leistungen, erarbeitet werden. Ziegler führt uns in das pädagogisch-psychologische Laboratorium ein, das von der Stadt Wien dem Psychologischen Institut unter der Leitung von Charlotte Bühler zur Verfügung gestellt wurde. Er erläutert das wissenschaftliche Theoriegebäude von Charlotte Bühler, deren Forschungsverbund dazu diente, den empirischen Nachweis für ihre Psychologie des Lebenslaufs zu erbringen. Wir erhalten Einblicke in die Reformbestrebungen im Bildungssektor, die von der Stadt Wien getragen werden, und in den Stellenwert der Forschungsstelle nicht nur für die wissenschaftliche, sondern auch für die praktische, angewandte Seite. Ziegler geht im Detail auf Marie Jahodas Studium und die Abfassung ihrer Dissertation ein, einschließlich ihrer damaligen persönlichen Lebensumstände und ihres politischen Umfelds.

Was sagen uns heute die Lebensgeschichten der 52 Frauen und Männer, die Marie Jahoda im Versorgungshaus der Stadt Wien in ‚offenen Erinnerungsinterviews‘ als Gegenstand ihrer Dissertation befragt hatte? Sie sind weder statistisch repräsentativ, noch geben sie Auskunft über die erlebte Lebenszeit einer bestimmten Klasse oder Gruppe. Die Auswahl beruhte auf

ihrer Zugehörigkeit zu einer Geburtenkohorte, ihrer Lebensdauer und ihrer Unfähigkeit in diesem Lebensabschnitt für ihren Unterhalt selbst zu sorgen. Josef Ehmers großes Verdienst ist es, diese Sammlung von Lebensgeschichten als eine einmalige historische Quelle zu nützen. Souverän beleuchtet er die Sozialstruktur und den Arbeitsmarkt in Wien zwischen 1870 und 1930, die Wohnformen und das Familienleben, Migration und Mobilität, den demografischen Wandel ebenso wie den Mangel an sozialer Sicherung. Durch die von Marie Jahoda erhobenen Lebenserinnerungen erhalten die sozialhistorischen Befunde und Zahlen ein menschliches, männlich und weiblich geprägtes, Gesicht. Es ist nicht direkt den gewaltigen historischen Veränderungen und Umbrüchen der durchlebten Epoche zugewandt, doch umso stärker indirekt davon gezeichnet.

Als ich im Februar 2015 eingeladen wurde, an der University of Sussex die dort jährlich stattfindende *Marie Jahoda Annual Lecture* zu halten, hatte ich Gelegenheit, eingangs an einige meiner persönlichen Begegnungen mit ihr zu erinnern. Am meisten beeindruckten mich jedoch die berührenden Gespräche, die ich nach meinem Vortrag mit einigen Kollegen hatte – Menschen, die entweder bei ihr studiert oder an der Universität mit ihr zusammengearbeitet hatten. Sie, die als akademisch Spätberufene erst mit 58 Jahren als Gründungsprofessorin für Sozialpsychologie an die neu gegründete University of Sussex berufen wurde, hatte während der Zeit bis zu ihrer Emeritierung im Jahr 1973 und darüber hinaus entscheidende Eindrücke und Impulse im Leben vieler Menschen hinterlassen. Für viele, die sie persönlich kannten, blieb sie ein anerkanntes Vorbild. Ich konnte nicht umhin, an all das zu denken, was ihrer Heimatstadt Wien, in die sie 1946 zurückkehren wollte, für immer verloren gegangen war.

Der Band endet mit einer umfangreichen und geglückten Biografie, verfasst von Christian Fleck. Es ist seinem archivarischen Geschick, gepaart mit fundiertem soziologischen Wissen, zu danken, dass hier erstmals eine Biografie vorliegt, die sowohl den persönlichen Lebensweg Marie Jahodas wie ihren wissenschaftlichen Werdegang in deren unzertrennlichen Verschränkungen nachzeichnet. Die zahlreichen persönlichen Gespräche und Begegnungen, die Fleck über Jahre hinweg mit Marie Jahoda während ihrer kurzen, aber wiederholt stattfindenden Besuche in Wien geführt hat, sind einfühlsam wiedergegeben.

Es ist das Verdienst dieses Buches, eine bedeutende Sozialwissenschaftlerin in Erinnerung zu rufen, deren Leben und wissenschaftliches Werk in einzigartiger – und teilweise schmerzlicher – Weise die politische Geschichte Österreichs widerspiegelt. Marie Jahodas Dissertation als Einstieg in die

wissenschaftliche Arbeit, widmete sich dem Thema ‚Lebensgeschichten‘, deren wissenschafts- und sozialgeschichtliche Verortung vorgenommen wird. Darüber hinaus wird ihr eigenes Leben, *A Life*, wie man in Großbritannien sagt, nachgezeichnet. In seinem Resümee kommt Fleck zum Schluss, dass Marie Jahoda ihr ganzes Leben hindurch ihrer Auffassung von Sozialwissenschaften treu geblieben ist: ‚Die reale Welt als Herausforderung zu betrachten, die durch gemeinsame Anstrengung ein wenig lebenswerter gemacht werden sollte‘. In ihren eigenen Worten: „Die Aufgabe der Human- und Sozialwissenschaften (ist es), das nicht Sichtbare sichtbar zu machen ... Das Offensichtliche – das, was man mit dem bloßen Auge sieht – darf man nicht einfach so hinnehmen. Darin scheint mir die Hauptaufgabe der Sozialwissenschaften zu liegen“.

Heute stehen die Sozialwissenschaften erneut vor einer Fülle von Herausforderungen. Sie alle haben mit den realen Problemen des sozialen Zusammenlebens, diesmal in einem globalen Kontext, zu tun. Marie Jahoda hat in ihrem langen und teilweise schwierigen Leben gezeigt, dass das ‚Wiener Jahrhundert‘ eine Fülle von auch anderem Denken und wissenschaftlichem Arbeiten hervorgebracht hat, die über die Zeit ihrer Entstehung fortwirken. Sie sind es wert, weitergedacht zu werden.



Marie Jahoda, 1940 in London

Marie Jahoda

# Anamnesen im Versorgungshaus

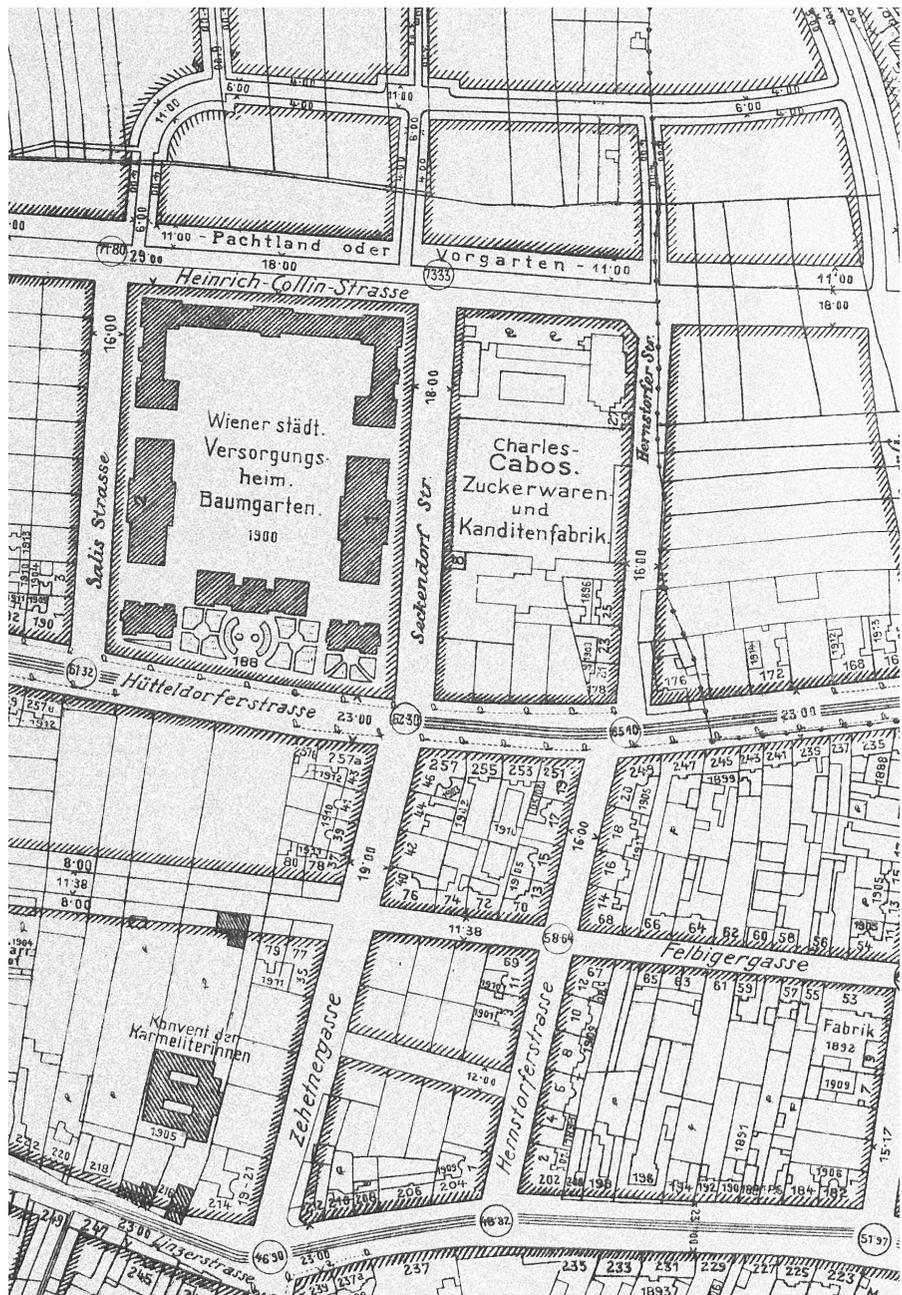
Ein Beitrag  
zur Lebenspsychologie

Dissertation  
Universität Wien 1932



# Inhaltsverzeichnis

I. Einleitung	31
1. Der Zusammenhang der Arbeit mit dem System Charlotte Bühlers	33
2. Die Methodik der Erhebungen	34
II. Das Normalleben	43
1. Die psychische Lebenskurve; Expansion und Restriktion	45
a. Definition des Normallebens	45
b. Expansion und Restriktion im Normalleben der Frau	46
c. Expansion und Restriktion im Normalleben des Mannes	50
2. Der Phasenablauf	56
3. Die Lebensformen der fünften Phase	64
a. Über die Art der Erinnerung	64
b. Der Inhalt der fünften Phase	69
4. Biologische und ökonomische Grundlagen	71
III. Strukturmerkmale des Einzellebens	85
1. Verschiebungen der Expansions- und Restriktionskurve	87
2. Das Anforderungsniveau; maximale und minimale Anforderungen	102
3. Lebenserfüllung	115
IV. Anhang	119



Versorgungshaus Hütteldorferstraße 88, Wien 13, im Generalstadtplan Wien (1925)

I.

# Einleitung



# 1. Der Zusammenhang der Arbeit mit dem System Charlotte Bühlers

Die vorliegende Arbeit versucht, Material beizubringen für das lebenspsychologische System, das Charlotte Bühler im Lauf der letzten Jahre konzipiert und entwickelt hat.

Dieses System schließt an die Methoden an, die sich in „Kindheit und Jugend“ bewährt haben, und versucht, für das ganze Leben Prinzipien zu finden, die seinen Ablauf regeln, Phasen, die ihn gliedern, und Einheiten, die ihn im Einzelnen zu beschreiben vermögen.

In „Kindheit und Jugend“ ist an einer Fülle von Material aus jeder Altersstufe bewiesen, dass man zumindest für die Entwicklung vom Kind zum Erwachsenen eine ganze Reihe von allgemein gültigen Entwicklungsgesetzen aufstellen kann. Die Weiterführung der dort verwendeten Methoden beim Erwachsenen schien nur dadurch unterbunden, dass es nicht abzusehen war, woher man Material nehmen sollte, das geeignet wäre, mit der nötigen Exaktheit Aufschluss über einen ganzen Lebensverlauf zu geben. Dass das reine Experiment, das in dem zitierten Werk so viel Material geliefert hatte, hier wohl fast gar keine Bedeutung haben werde, schien von allem Anfang an erwiesen. Auch die Zufallsbeobachtung konnte im besten Fall unbeweisbare Anregungen liefern. Beide – Experiment und Beobachtung – müssten sich wohl über Jahre, in Wirklichkeit in jedem Einzelfall eben über das ganze Leben erstrecken, um hier verwertet werden zu können. An dieser Schwierigkeit der Materialbeschaffung liegt es wohl, dass diese Fragen bis jetzt kaum untersucht, ja, nicht einmal als ein einer Untersuchung würdiges Problem aufgestellt worden sind.

Charlotte Bühler löste die Materialfrage, indem sie ihre Untersuchungen an ausführlichen Biografien berühmter Menschen begann, die durch Heranziehung etwaiger Äußerungen des Betreffenden (Briefe, Tagebücher, Werke et cetera) ergänzt wurden. Selbstverständlich wurden vor allem Lebensbeschreibungen von solchen Menschen in die Untersuchung einbezo-

gen, über die ein möglichst reichhaltiges Material vorlag, wie zum Beispiel Goethe, dessen Leben sich vor allem wegen seiner Harmonie, Reichhaltigkeit und langen Dauer besonders zur lebenspsychologischen Untersuchung eignete. Ein kleiner Kreis von Mitarbeitern hat dann eine ziemlich große Anzahl von Biografien studiert. Das wichtigste Ergebnis dieser Arbeit war die Feststellung von Begriffen, die die Beschreibung des Lebensablaufs in wissenschaftlicher Weise ermöglichen. Charlotte Bühler wird die Resultate ihrer Untersuchung in kurzer Zeit in Buchform veröffentlichen.

Die fast verblüffende Handlichkeit dieser Begriffe und ihre Anwendbarkeit auf jedes Leben, das an Hand der Biografien untersucht wurde, brachten mich auf den naheliegenden Gedanken, ihre Verwendbarkeit im Alltagsleben zu erproben. Das Material dazu beschloss ich, durch die Untersuchung der Lebensdaten alter Menschen aus den Versorgungshäusern zu gewinnen.

Bevor ich auf die Untersuchung selbst eingehe, möchte ich Frau Professor Charlotte Bühler meinen Dank aussprechen für die Förderung, die diese Arbeit durch sie erfahren hat; nicht nur dadurch, dass ich ihre Ansätze schon vor der Publikation für die Bearbeitung meines Materials verwenden durfte; sie hat außerdem in wohlwollendster Weise meine Versuche Schritt für Schritt überwacht und erst durch ihre Anweisung die sinnvolle Zusammenfassung des Materials ermöglicht.

## 2. Die Methodik der Erhebungen

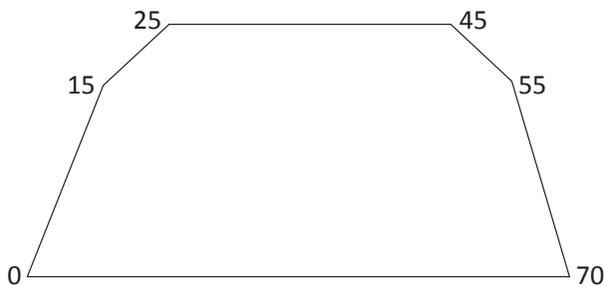
Die Erhebungen fanden in den Versorgungshäusern der Gemeinde Wien, XX. Meldemannstraße, III. Rochusgasse, XIII. Baumgarten und in dem privaten Versorgungshaus, IX. Seegasse statt. Ich möchte an dieser Stelle dem Wiener Magistrat und der Leitung des Hauses in der Seegasse für die mir gebotene Arbeitsmöglichkeit danken.

Die Pflinglinge wurden ohne jeden Auswahl Gesichtspunkt vorgenommen; es wurde ihnen kurz der wissenschaftliche Zweck der Arbeit erklärt, und, wenn sie ihre Zustimmung zur Anamnese gaben, sofort damit begonnen. Die meisten erzählten mit merkbarem Vergnügen und sehr breit und ausführlich ihre Lebenserinnerungen. Der Zweck der Erhebung war ihnen ziemlich gleichgültig. Nur sechs von 52 ließen sich die Arbeit näher erklären. Eine glatte Ablehnung der Anamnese erfolgte in etwa 20 Fällen, vor allem bei

# 1. Die psychische Lebenskurve; Expansion und Restriktion

## a. Definition des Normallebens

Im Rahmen von Charlotte Bühlers Untersuchungen haben sich vor allem zwei aus der Biologie genommene Begriffe für die Beschreibung des Lebensablaufes bewährt: der Begriff der Expansion und der Begriff der Restriktion. In der Biologie werden die beiden Begriffe entweder vom Gesichtspunkt des Wachstums oder von dem der Fortpflanzungsfähigkeit her bestimmt. Wir legen unseren Überlegungen das biblische Alter von 70 Jahren zugrunde. Das Wachstum dauert bis zum 25. Jahr, die Restriktionserscheinungen beginnen mit dem 55. Die Fortpflanzungsfähigkeit wird mit 15 Jahren erworben, die klimakterischen Erscheinungen setzen mit 45 ein. Es versteht sich von selbst, dass diese Zahlenangaben nur Durchschnittswerte darstellen. Wenn wir die biologische Lebenskurve nach diesen beiden Gesichtspunkten schematisch zeichnen wollen, so ergibt sich folgendes Bild:



Der grundsätzliche Ausgangspunkt bei Charlotte Bühler ist nun die Annahme, dass sich auch im Psychischen eine solche Lebenskurve nachweisen lässt. Tatsächlich findet sie bei allen von ihr untersuchten Lebensläufen dieselbe

Erscheinung. Man sieht die Persönlichkeit wachsen, sich entfalten, immer neue Lebensgebiete erschließen, eine Zeit lang im Vollbesitz ihrer persönlichen und sachlichen Lebensbeziehungen und darauf folgend den allmählichen Abbau. Der erste Ertrag dieses Ansatzes liegt nun darin, dass wir das Phänomen des Normallebens herausstellen können. Wir nennen Normalleben solche Leben, in denen die biologische und die psychische Expansion beziehungsweise Restriktion weitgehend parallel verlaufen. In unserem Material finden sich dafür einige Beispiele.

## b. Expansion und Restriktion im Normalleben der Frau

**F 3.** Geboren 1851 in einem mährischen Dorf.

Vater Bindermeister, Mutter im Haushalt. Vier Kinder (ein Knabe und drei Mädchen), sie die Vorletzte. Lustig, lebhaft und freundlich in der Erzählung.

Der Vater stirbt in ihrem sechsten, die Mutter in ihrem zwölften Jahr. Von sechs bis zwölf ist sie in die Schule gegangen, hat daran aber wenig Erinnerung. Erinnert sich nur mehr an den Lehrer, der selbst nicht sehr viel verstanden hat. Sie war immer sehr lustig in der Schule; Schreiben und Lesen hat sie gut gelernt, nur für das Rechnen war sie zu dumm. Wie die Mutter starb, waren die Schwestern schon erwachsen und außer Haus. Der Bruder kommt zu einer Tante, sie selbst geht in Dienst. Sie ist 16 Jahre lang in Olmütz in einer Selcherei als Hausgehilfin beschäftigt. Es war die einzige Arbeit, die überhaupt für sie in Betracht gekommen ist, weil sie nichts anderes gelernt hat. Daher war sie sehr froh über den Posten. Die Frau war gut, aber sehr streng und hat sehr viel verlangt. In den ersten Jahren, in denen sie ja selbst noch ein Kind war, hat sie vor allem die Aufsicht über den kleinen Sohn des Hauses. Dann kommt sie in die Küche und schließlich in den Verkaufsladen. Hier war sie am liebsten, denn das Kochen für 15 Gesellen und vier Mädchen war keine Kleinigkeit gewesen. Sie hat fast gar keine Zeit für sich, muss „wie ein Pferd“ arbeiten, die Erste in der Früh, die Letzte am Abend.

Mit 28 Jahren heiratet sie einen Bahnangestellten. Sie hatte ihn schon als Kind gekannt, sich aber nicht besonders für ihn interessiert. Er hatte mit 24 zum ersten Mal geheiratet gehabt, eine Tochter und einen Sohn bekommen, seit ein paar Jahren war er verwitwet, mit 34 heiratet er sie. Er kam öfters ins Geschäft und sah sie dort bei der Arbeit. Mit ihm geht sie jetzt nach Wien, wo sie dauernd bleiben.

Natürlich musste sie jetzt nicht mehr mitverdienen, sie ist zu Hause und macht ihre Arbeit. Die zwei Stiefkinder hat sie sehr gern, ganz wie eigene. Sie selbst bekommt einen Sohn und eine Tochter, beide sterben aber mit 15 und sieben Monaten. Das war eine sehr große Kränkung für sie. 25 Jahre lang war sie verheiratet, die letzten Jahre hindurch aber war der Mann schon krank. Nun ist sie schon 27 Jahre lang Witwe. Er war lungenkrank. Sie bekommt von der Bahn eine kleine Pension. Die Kinder hatten schon zu Lebzeiten des Manns geheiratet; wie sie nun allein zurückbleibt, beginnt sie Zimmer zu vermieten. Vor vier Jahren wurde sie in den Füßen krank, seit dieser Zeit ist sie in der Versorgung.

Auf Fragen antwortet sie: Die schönste Zeit war ihre Ehe, die schwerste Zeit der Dienst. Manchmal hat sie Bücher und Zeitungen gelesen, am liebsten lauter Liebesgeschichten. Für die Politik war sie zu dumm. Tanzen war sie sehr selten. Als Mädels musste sie schon um fünf Uhr früh bei der Arbeit sein, da war man für das Vergnügen zu müde. Wenn sie noch einmal auf die Welt käme, so sollte es ihr noch besser gehen, aber im Großen und Ganzen war sie zufrieden, besonders mit der Ehe. Der Mann war glücklich mit ihr, sie mit ihm. Manchmal war sie mit ihm bei Tanzunterhaltungen. Die Füße sind ihre erste Erkrankung. Sie war sehr wenig im Theater, weil der Mann dazu keine Lust hatte; in ihrer Witwenzeit manchmal mit dem Stiefsohn. Religion hat für sie keine sehr große Rolle gespielt.

Sehr schön können wir in diesem Leben die Parallelität zwischen biologischer und psychischer Expansion verfolgen. Der Tod der Mutter bringt etwa zur Zeit der physiologischen Reife das Problem des sich selbst Erhalten-Müssens, die Fähigkeiten wachsen im Verlauf der Erfahrung und sie arbeitet sich in eine immer bessere Position hinein, wird schließlich als Verkäuferin beschäftigt und hat hiermit die Möglichkeit, mit Menschen Kontakt zu finden, erweitert. Von der Arbeit weg findet sie in ihrer Ehe den eigentlichen Inhalt ihres Lebens. Deutlich hebt sich die Zeit von ihrem 28. bis 53. Jahr von allem anderen ab. In der Funktion einer selbstständigen Hausfrau erreicht dieses Leben seine Höhenphase. Im biologischen Sinn bringt diese Zeit ihr die Erfüllung aller ihrer weiblichen Funktionen: sie lebt in guter Ehe, gebärt Kinder, zieht Kinder groß. Im psychischen Sinn ist diese Periode, außer von den biologischen Faktoren, ausgezeichnet durch ihren selbstständigen Wirkungsbereich. Dass sie nun manchmal sogar Zeit zum Lesen findet, mit ihrem Mann Unterhaltungen besucht, tanzen geht, sind harmonische Begleiterscheinungen. Wir sehen die Restriktion in einem Zeitpunkt einsetzen, der auch vom biologischen Gesichtspunkt her

gerechtfertigt erscheint. Ihr Wirkungskreis verengert sich, die Kinder heiraten weg, der Haushalt gibt weniger Arbeit und weniger Anregung. Der Mann wird krank, daher hören Unterhaltungen, Tanzen und so weiter, auf. Der Tod des Mannes setzt dann in ihrem 53. Jahr ihrer Höhenphase ein Ende. Was nun folgt, ist der unpersönlichere, verengerte Wirkungskreis der Zimmervermieterin. Haushaltsführung ist jetzt nicht mehr die natürliche Funktion, sondern eine Leistung geworden, zum Zweck des Verdiensts. Das persönliche Leben beschränkt sich auf den gelegentlichen Kontakt mit den verheirateten Kindern. Eine weitere Restriktion bedeutet dann die physische Unmöglichkeit, länger zu arbeiten und zu verdienen, das psychische Korrelat dazu ist der Entschluss, in die Versorgung zu gehen und damit das Aufgeben ihres letzten Wirkungsbereichs.

Eine ähnliche Übereinstimmung zwischen biologischer und psychischer Lebenskurve finden wir in dem schon etwas gegliederteren Leben von F 11.

**F 11.** Geboren 1851 in Alland.

Vater Mittelbauer, Mutter stammt aus München und war für die Bauernwirtschaft eigentlich zu fein. Ein um vier Jahre jüngerer Bruder stirbt mit 25 Jahren. Erzählt gern und lebhaft.

Von sechs bis zwölf Jahren in der Schule. Sie war immer ein sehr braves Kind; die Mutter lehrt sie zu Hause allerlei. In ihrem zwölften Jahr stirbt der Vater, die Mutter verkauft den Hof, sie ziehen nach Wien zu Verwandten. Ein Jahr später stirbt die Mutter. Sie selbst hilft ihrer Tante im Geschäft, in ihrem 17. Jahr stirbt die Tante. Sie sucht sich jetzt einen Posten, kommt als Schankkassierin in ein großes Gasthaus, wo es ihr sehr gut geht. Der Chef verliebt sich in sie; sie war zwar nicht so besonders schön, aber sehr fesch und tüchtig. In ihrem 22. Jahr heiratet sie den Chef. Er ist damals 36. 14 Jahre lang war sie verheiratet, in dieser Zeit hat sie sechs Kinder bekommen. Dann stirbt der Mann an einem Schlaganfall. Mit den Verwandten verträgt sie sich gar nicht, die sehen in ihr nur die einstige Angestellte, die sie schlecht behandeln. Deshalb verkauft sie das Geschäft, gibt drei Söhne in eine Erziehungsanstalt, zwei Töchter in ein Stift; nur den jüngsten Sohn, der damals vier Jahre alt ist, behält sie bei sich. Sie verzichtet persönlich auf alles Geld, lässt es für die Kinder gutschreiben. Durch die Vermittlung eines Bekannten bekommt sie eine sehr schöne Stelle als Küchenchefin in einem großen Hotel in Sarajevo, wo sie 25 Jahre lang bis zu Kriegsausbruch bleibt. Den jüngsten Sohn nimmt sie mit sich. Es ist ein sehr großer Betrieb mit 55 Angestellten, sie fühlt sich dort so, wie wenn sie ihre eigene Herrin wäre. Alle Leute wenden sich immer an sie,

alle Gäste kennen sie, die Eigentümer behandeln sie nie wie eine Angestellte, das Personal hat ungeheuren Respekt vor ihr. Allerdings sagt man von ihr: da kommt der Wauwau. Wie sie das erste Mal Gehalt bekommen soll, übergibt der Eigentümer das Geld ihrem kleinen Sohn; sie ist trotzdem ganz untröstlich, dass sie nun eine Angestellte geworden ist, weint einen ganzen Tag lang. Aber sie fühlt sich immer mehr wie in ihrer eigenen Wirtschaft. Schickt den Sohn dort in die Schule, bewohnt ein sehr schönes Zimmer im Hotel. Ihr Sohn geht mit 19 Jahren nach Amerika, worüber sie sehr unglücklich ist. Ein paar Jahre schreibt er ihr, seit dem Jahr 1905 ist er verschollen. Oft träumt sie von ihm, hat die Hoffnung noch nicht aufgegeben, dass er einmal zu ihr zurückkommen wird. Knapp vor dem Krieg muss sie aus politischen Gründen von Sarajevo weg, geht nach Gmunden in ein Sanatorium als Wirtschafterin, dann nach Rumänien in eine Pension, dann nach Pola. Sie ist eineinhalb Jahre Wirtschafterin in einem Schloss, dort beginnt sie Blut zu spucken, muss auf ein halbes Jahr ins Spital und kommt dann zu ihrem großen Schmerz in die Versorgung.

Auf Fragen antwortet sie: Die schönste Zeit war in Sarajevo. Die schwerste Zeit der Tod ihrer Eltern und wie sie in die Versorgung gehen musste. Den Kindern ist es allen gut gegangen. Eine Tochter heiratet nach Deutschland, eine wird Schauspielerin. Ein Sohn wird Zimmerkellner, die anderen sind im Geschäft. Sie ist jetzt noch mit allen brieflich in Verbindung. Für Tanzen hat sie sich nie interessiert, am liebsten war ihr ein Theaterbesuch oder ein schönes Buch. Hat sehr gern Ganghofer gelesen, immer die Zeitung. Wenn ihr Mann am Sonntag in den Prater gehen will, weigert sie sich, weil dort zu schlechte Gesellschaft ist. Sie ist sehr fromm, aber keine Betschwester, geht nur in die Kirche, wenn sie gerade vorüberkommt, aber sie betet jeden Abend und jeden Morgen um ihre Gesundheit. Verehrt besonders den Heiligen Antonius und den Heiligen Thaddäus, weil die schon so viele Wunder getan haben. Sie hätte ein zweites Mal in Sarajevo einen Geschäftsführer heiraten können, aber sie tut es erstens wegen der Kinder nicht und dann hätte sie nur einen ganz Reichen genommen. Sie war auch so sehr zufrieden mit ihrem Leben. Wenn sie noch einmal auf die Welt käme, möchte sie denselben Beruf und alle ihre Kinder immer um sich haben. In Sarajevo hatte sie jedes Jahr drei Wochen Urlaub und geht in irgendein Bad. In ihrer Ehe hatte sie eine herrliche Wohnung, immer Stubenmädchen, Kinderfrau und Amme. Sie war immer elegant und schick, aber nie auffallend angezogen. Ihre Wünsche betrafen immer nur den Geschäftsgang und die Gesundheit ihrer Kinder. Verliebt war sie eigentlich nie. In der Ehe ging es ihr ganz gut, nur war ihr Mann

zu eifersüchtig. Hat nie Freundinnen gehabt, auch jetzt ist sie am liebsten allein. Ohne den Krieg wäre sie immer in Sarajevo geblieben.

Nach der Schulzeit finden wir sie etwa mit dem Beginn der Reife auf Verdienen und Selbsterhalten angewiesen. In ihrem 17. Jahr kommt sie zu dem Beruf, dem sie dann ihr Leben lang angehören wird; wächst allmählich in den großen Betrieb, in dem sie beschäftigt ist, hinein und wird mit 22 Jahren Chefin. Nun beginnt die Höhenphase dieses Lebens. Im biologischen Sinn ist das die Ehe und das Kindergebären; das psychische Korrelat für sie ist vor allem die Tatsache des Chefseins. In ihrem 36. Jahr sehen wir durch den Tod des Mannes die persönliche Expansion dieses Lebens plötzlich bedroht. Man könnte sich vorstellen, dass sie daraufhin resigniert, aber wir haben es mit einem Normalleben zu tun. Da sie sich biologisch noch in der Höhenphase befindet, erwirbt sie auch neue psychische Lebensbereiche. Sie findet eine Stelle, wo sie weiter die Rolle des Chefs spielen kann, ja, im objektiven Sinn bedeutet ihr Aufenthalt in Sarajevo eher noch eine Steigerung ihres Wirkungsbereiches. Sie versteht, sich Respekt zu verschaffen, ist geachtet und anerkannt; ihre Höhenphase ist beendet mit dem Aufgebenmüssen ihrer großartigen Stellung in ihrem 61. Jahr. Die Stellen, die sie nachher annehmen muss, sind ein Notbehelf, von keiner hat sie mehr etwas Besonderes zu erzählen, was bei dieser Frau, für die die Selbstständigkeit sichtlich so viel bedeutet hat, sehr begreiflich ist. Endgültig aufgegeben wird der Wirkungskreis aber erst dann, als die physische Restriktion schon weit vorgeschritten ist. Sie wird pflegebedürftig, kommt ins Spital und dann in die Versorgung. Dieser Lebenslauf zeigt besonders deutlich die Kriterien des Normallebens, da nachzuweisen ist, dass nicht zufällige Schicksalsschläge, wie der Tod ihres Mannes, die Parallelität des Psychischen zum biologischen Lebensablauf brechen können. Es wird bewusst ein Wirkungskreis gesucht, um die ihrer biologischen Phase entsprechende psychische Entfaltungsmöglichkeit zu finden.

### c. Expansion und Restriktion im Normalleben des Mannes

Im Allgemeinen finden wir solche Normalleben häufiger bei Frauen als bei Männern, weil bei den Frauen die biologische Orientierung naturgegeben eine größere Rolle spielt. Doch finden wir immerhin auch bei einigen Männern jene Parallelität zwischen biologischer und psychischer Expansion beziehungsweise Restriktion, die das Normalleben charakterisiert. Es mögen einige Beispiele folgen.

## Die Dissertation von Marie Jahoda

Die Dissertation von Marie Jahoda ist eine universitäre Qualifizierungsarbeit, die 1931 am Institut für Psychologie der Universität Wien unter dem Titel *Anamnesen im Versorgungshaus. Ein Beitrag zur Lebenspsychologie* entstanden ist. Sie ist Teil eines größeren, von Charlotte Bühler organisierten Forschungszusammenhangs. Bühler geht davon aus, dass persönliches Erleben sich analog zur biologischen Entwicklung im Verlauf von Phasen des körperlichen Aufbaus und Abbaus vollzieht und dass es zur Grundtendenz der menschlichen Konstitution gehört, sich ein Lebensziel zu konstruieren. Ihre Annahmen will sie anhand von biografischen Daten auch empirisch belegen. Zu diesem Zweck organisiert sie am Psychologischen Institut einen breit angelegten Forschungsverbund, mit dem anhand von Daten aus unterschiedlichen sozialen Kontexten der Frage nach den Gesetzmäßigkeiten des menschlichen Lebenslaufs nachgegangen werden soll. In den Jahren 1931 bis 1937 werden insgesamt 19 Dissertationen zu lebenspsychologischen Fragestellungen verfasst und approbiert (Psychologisches Institut o.J.). Jahodas Dissertation ist die erste dieser Arbeiten und setzt im Hinblick auf das methodische Design Maßstäbe für nachfolgende Studien. In vier Wiener Versorgungshäusern sammelt sie Daten zu den Lebensgeschichten von 52 Frauen und Männern und fasst diese in Feldprotokolle zusammen. Versorgungshäuser sind Einrichtungen der Wiener Armenpflege, in denen Frauen und Männer ihren Lebensabend verbringen, wenn sie auf Hilfe angewiesen sind und selbst über keine eigenen Ressourcen verfügen, diese Hilfe zu bezahlen. Ein Teil dieser lebensgeschichtlichen Feldprotokolle ist in die Argumentation der Dissertation eingebaut, ein anderer Teil der Arbeit als Anhang beigelegt. Die Protokolle geben, als eigenständiger Textkorpus unabhängig von der Dissertation gelesen, Auskunft über Lebensläufe und Lebensverhältnisse von Angehörigen der unteren Klassen in der Zeit von 1850 bis 1930. Sie stellen bedeutsame soziologische und historische Dokumente dar, die in unterschiedlichen Forschungsgebieten Beachtung verdienen (vgl. den Beitrag von Josef Ehmer in diesem Band).

Bei den folgenden Ausführungen geht es darum, den theoretischen und kategorialen Rahmen zu explizieren, der die Dissertation implizit strukturiert: Es werden sowohl der damalige Forschungsstand der Lebenspsychologie Charlotte Böhlers als auch die theoretischen Grundlagen dieses Forschungsansatzes innerhalb der Entwicklungspsychologie der 1920er Jahre erläutert. Ich beginne im *ersten* Abschnitt damit, die Lebenszusammenhänge der Studentin Maria Jahoda zu skizzieren, erläutere *zweitens* die gesellschaftlichen, institutionellen und fachwissenschaftlichen Kontexte des Psychologischen Instituts der Universität Wien, an dem die Dissertation geschrieben wurde, und informiere *drittens* über die Grundideen der Lebenspsychologie von Charlotte Bühler. Der *vierte* Abschnitt kommentiert zentrale methodische und theoretische Aspekte der Dissertation von Marie Jahoda. Und schließlich gehe ich *fünftens* einigen Spuren nach, die die Dissertation in den ihr nachfolgenden Arbeiten der 1930er Jahre hinterlassen hat.

### Marie Jahoda und das Studium der Psychologie an der Universität Wien

Für die junge Marie Jahoda ist nicht das Interesse an Wissenschaft ausschlaggebend dafür, ein Studium zu beginnen (vgl. etwa Jahoda 1979: 113; 1981: 135; siehe auch den Beitrag von Christian Fleck in diesem Band). Das Studium ist einer politischen Ausrichtung untergeordnet. Sie ist bereits seit den Schuljahren in die sozialdemokratische Bewegung des „Roten Wien“ eingebunden, beteiligt sich sowohl an Aktivitäten der Jugend- und Arbeiterbildung wie auch an Kundgebungen und Demonstrationen (vgl. Fleck 1989: xxf.). Die politischen Kämpfe der 1920er Jahre durchlebt Jahoda in der Überzeugung, dass ein demokratischer Umbruch ohne Gewalt in Österreich unmittelbar bevorstehe und die Sozialdemokratie aus diesem als gestaltende Kraft hervorgehen würde. Ihre eigene Zukunft sieht sie in der neuen, sozialistischen Ordnung (vgl. Jahoda 1979: 112). Ein zentrales Moment des Kampfes nicht nur um eine politische, sondern eine soziale Demokratie in diesen Jahren ist – neben der Veränderung gesellschaftlicher Strukturen – die Idee des „neuen Menschen“. Die Realisierung dieser Idee wird als eine pädagogische Aufgabe der Erziehung sowohl der Jugend wie auch der Erwachsenen betrachtet (vgl. Adler 1926). Vor diesem Hintergrund liegt es nahe, sich für Qualifikationen zu interessieren, die mit Pädagogik und Psychologie zu tun haben.

Im Jahr 1926, nach Abschluss eines Realgymnasiums für Mädchen, beginnt Jahoda im Alter von 19 Jahren am Pädagogischen Institut der Stadt

Wien im Rahmen der hochschulmäßigen Lehrerbildung eine Ausbildung zur Volksschullehrerin über vier Semester. Zugleich inskribiert sie sich an der Universität Wien für ein Studium der Philosophie und Psychologie. Bei vielen Studienkollegen Jahodas kommt in dieser Kombination wohl die Notwendigkeit zum Ausdruck, sich eine konkrete Berufsqualifikation als ökonomische Basis zu erwerben und zugleich ein weitergehendes wissenschaftliches Interesse zu verfolgen. Die Kombination einer pädagogischen Ausbildung zur Lehrerin und eines Studiums der Psychologie ist damals nicht ungewöhnlich.

„Das Pädagogische Institut hatte angehenden VolksschullehrerInnen den Weg an die Universität gewiesen. Einige nutzten die hochschulmäßige Lehrerbildung dann auch als Einstieg in ein ordentliches Doktoratsstudium. Karl und Charlotte Bühlers Institut stellte eine ideale Verbindung her zwischen wissenschaftlicher Forschung, universitärer Lehre und Volksschullehrerbildung. Kein Wunder also, daß so mancher Studierende die Psychologie als ‚Studienfach‘ wählte. Lotte Danziger etwa, Sylvia Klimpfinger, dann Marie Jahoda, schließlich auch der nachmalig als Philosoph Weltgeltung erlangende Karl Popper“ (Benetka 1995: 38).

Bei Jahoda liegt es nahe, die Ausbildung für den Beruf der Lehrerin nicht nur als pragmatische Absicherung für eine immer nachgefragte Berufsqualifikation zu interpretieren. In diese Entscheidung dürfte auch ein politischer Kontext einfließen. Die Wiener Stadtregierung sieht die Schulreform der 1920er Jahre als Teil der allgemeinen Sozialpolitik, mit der gezeigt werden soll, dass der Sozialismus auch unter kapitalistischen Bedingungen zu bemerkenswerten Aufbauleistungen imstande ist (vgl. Keim 1984; Gönner 1967: 221ff.). Jede grundlegende Schulreform, so die Überzeugung der Reformer, braucht eine Neuorganisation der Lehrerbildung. Mit dem Pädagogischen Institut der Stadt Wien entsteht eine neue Fortbildungsanstalt für jene Wiener Volks- und Bürgerschullehrer, die sich im Rahmen der Ideen und Programme der sozialdemokratischen Schulreform engagieren. Die Lehrer sollen in Ergänzung zur Ausbildung in Lehrerbildungsanstalten eine Zusatzausbildung erhalten, mit der sie an modernes wissenschaftliches Wissen in den Bereichen der Pädagogik und Psychologie herangeführt werden. Für Studierende, die nicht von einer Lehrerbildungsanstalt, sondern – wie Jahoda – von einem Gymnasium kommen, ist es am Pädagogischen Institut bis zum Jahr 1930 auch möglich, eine vier-semestrige „hochschulmäßige Lehrerbildung“ zu absolvieren, die in Verbindung mit der Abschlussprüfung an einer Lehrerbildungsanstalt den Zugang zum Lehrberuf an Volksschulen ermöglicht. Dies

Josef Ehmer

# Kontextualisierung der Lebensgeschichten. Sozial-ökonomische Entwicklung Wiens 1850–1930.

## Einleitung: Lebenslauf und Geschichte

Marie Jahodas Dissertation ist für historische Lebenslaufforschungen in zweifacher Hinsicht von großem Interesse: Zum einen, weil Marie Jahoda für eine wichtige historische Umbruchperiode eine große Zahl von Lebensläufen mittels Interviews mit älteren Menschen erhob; und zum anderen, weil sie sich dabei nicht auf „berühmte Menschen“ konzentrierte, sondern auf solche, die in ihrem späten Leben über keine ausreichende materielle Sicherung verfügten und in Versorgungshäuser aufgenommen worden waren. Beide Aspekte beziehen sich allerdings auf die empirischen Grundlagen von Jahodas Untersuchung. In der Konzeption blieb sie dem engen Rahmen der Bühler'schen Lebenspsychologie verhaftet. Deren Interesse lag darin, ein allgemeines Modell menschlicher Entwicklung herauszuarbeiten, das vom gesellschaftlichen Kontext des individuellen Lebens – und noch mehr vom historischen Wandel dieses Kontexts – weitgehend abstrahierte. Dementsprechend strebte auch Marie Jahoda in ihrer Dissertation die Einbettung individueller Lebensläufe in sozialökonomische Strukturen und historischen Wandel nicht an. Wenn sie etwa in ihrer Dissertation von „ökonomischen Faktoren“ spricht, dann sind damit die individuelle Erwerbstätigkeit ihrer Befragten betreffende Ereignisse gemeint, und keine größeren gesellschaftlichen Zusammenhänge.

Damit unterscheiden sich die Fragestellungen der psychologischen Lebenslaufforschung der 1930er Jahre grundsätzlich vom „life course approach“ oder „paradigm“ der „new social history“ und der Historischen Sozialwissenschaft, der in den 1970er Jahren von den USA ausgehend an Bedeutung

gewann.<sup>1</sup> In diesem Ansatz ging es gerade darum, einzelne Geburtskohorten in ihrem jeweiligen gesellschaftlichen Kontext zu verorten und über die Zeit zu verfolgen. Wie Tamara K. Hareven – eine der prägenden Vertreterinnen dieses Ansatzes – im Rückblick zusammenfasste, ging es um die „Synchronisierung“ von individuellem Lebenslauf und historischer Zeit:

„By focusing on the synchronization of various levels of timing, individual, familial, institutional and historical, the life course paradigm has provided a way of examining the interaction of individual lives with the forces of social history and an understanding of how external historical events impinge on individuals and families. The life course paradigm has offered a way of capturing the complexity in the impact of social change on people, and conversely, the contribution of people to facilitating or modifying social change“ (Hareven 2001: 28).

Marie Jahodas Dissertationskonzept beruht auf einem anderen Theoriekontext. Allerdings: Ihre offensichtliche Neugier auf Dutzende von Lebensgeschichten; ihre Bereitschaft zu offenen Interviews, die über ihren Leitfaden hinaus Erzählungen der Gesprächspartner/innen fließen ließen und deren spontanen Assoziationen Raum gaben; ihre thematisch breit gefächerten ergänzenden Nachfragen; und schließlich die sorgfältige Protokollierung dieser vielen detailreichen Gespräche – all dies schuf einen Fundus von Lebensgeschichten, der sich genau durch das auszeichnet, was die Sozialgeschichtsschreibung vom Lebenslaufparadigma erhoffte, nämlich „Komplexität“. Der große und bleibende Wert von Marie Jahodas Dissertation für die historische Forschung liegt meines Erachtens nicht in ihren psychologischen Schlussfol-

1 Die Begriffe neue Sozialgeschichte und Historische Sozialwissenschaft bezeichnen wissenschaftliche Strömungen, die nach Meinung einiger ihrer international führenden Vertreter – und in den Worten Eric J. Hobsbawms – „die Geschichtsschreibung gänzlich revolutionierten“ (zit. nach Kocka 2016: 669). Es handelte sich allerdings um vielfältige und inhomogene Strömungen, deren Gemeinsamkeit vor allem in der Opposition zur herkömmlichen auf politische und Staatengeschichte beschränkten historischen Wissenschaft bestand. Weitere Gemeinsamkeiten lagen im Interesse an Interdisziplinarität und dabei besonders an Theorien und Methoden der Sozialwissenschaften, wie auch an der Geschichte der „kleinen Leute“, insbesondere der Arbeiter. Vgl. dazu – als aktuellsten Beitrag zur Geschichte der Sozialgeschichtsschreibung – Kocka 2016, insbesondere S. 677ff. Das Lebenslaufs-Paradigma wurde vor allem von amerikanischen Forschern ausgearbeitet, nicht zufällig im institutionellen Überschneidungsbereich von Geschichte, Soziologie und Psychologie. Vorbildwirkung erzielte die historische Längsschnittstudie „Children of the Great Depression. Social Change in Life Experience“ (1974) von Glen H. Elder Jr., einem Professor für Soziologie und Psychologie. Eine zentrale Rolle spielte die Perspektive des Lebenslaufs auch in der Frauen- und Geschlechtergeschichte (vgl. Tilly/Scott 1978 sowie Tilly 1999) und in der Historischen Familienforschung (vgl. Hareven 2001). Allgemein zur Konzeptualisierung des Lebenslaufs in der historischen Forschung vgl. Ehmer 2008.

gerungen, sondern darin, diese 52 Lebensverläufe zur Sprache gebracht und aufgezeichnet zu haben.

In der Tat geht Jahodas Arbeit in vieler Hinsicht über bereits bekannte lebensgeschichtliche Aufzeichnungen von oder über Angehörige/n der Wiener mittleren und unteren Schichten hinaus, wenn man von durchaus zahlreichen (auto-)biografischen Texten dieser Epoche absieht. Befragungen von einzelnen Menschen in sozialstatistischer Absicht haben im Wien des 19. und frühen 20. Jahrhunderts eine durchaus lange Tradition. Schon Frédéric Le Play hatte in seine ethnografischen Beobachtungen von europäischen Arbeiterfamilien zu Anfang der 1850er Jahre einen Wiener Tischlergesellen aufgenommen, der in Heimarbeit Maschinenteile für einen Fabrikanten anfertigte, während seine Frau Handschuhe nähte (Le Play 1855: 4–30). Im späten 19. Jahrhundert kamen in der Habsburgermonarchie Enquêtes in Mode, wie zum Beispiel jene über „Die Arbeits- und Lebensverhältnisse der Wiener Lohnarbeiterinnen“ im Jahr 1896 (Arbeits- und Lebensverhältnisse 1897). In die Jahre vor dem Ersten Weltkrieg fielen die umfassenden Betriebsmonografien des Vereins für Sozialpolitik oder auch die Erhebung des k.k. Arbeitsstatistischen Amtes über „Wirtschaftsrechnungen und Lebensverhältnisse von Wiener Arbeiterfamilien in den Jahren 1912–1914“ (Wirtschaftsrechnungen 1916). In der Ersten Republik blieb von der amtlichen Sozialstatistik nur wenig übrig. Fortgeführt wurden einschlägige Forschungen, zum Teil auf neuer methodischer Grundlage, in enger Beziehung zur Sozialdemokratie und zur Gemeindeverwaltung des „Roten Wien“, zum Beispiel auch in dem von Käthe Leichter aufgebauten Frauenreferat der Wiener Arbeiterkammer, etwa mit ihrer Studie über die Lebensberichte von 1.320 Industriearbeiterinnen (Leichter 1932). Ein halbes Jahrhundert später, in den 1980er Jahren, begannen sich Historiker für das Alltagsleben der Arbeiter im „Roten Wien“ zu interessieren und mittels „offener Erinnerungsinterviews“ zu rekonstruieren.<sup>2</sup>

So verdienstvoll alle diese Studien waren, so waren sie zugleich in zweifacher Hinsicht beschränkt: In zeitlicher Hinsicht beschränkt auf Querschnitterhebungen, in sozialer Hinsicht beschränkt auf jene Gruppe, die man als Arbeiter im engeren Sinn verstand, vor allem auf Industriearbeiter und Industriearbeiterinnen. Sie vor allem wurden als soziale Problemzonen wahrgenommen, die empirische Untersuchungen verlangten, und in ihnen vermuteten andere Forscher – angsterfüllt oder hoffnungsfroh – das revoluti-

2 Vgl. dazu vor allem die Habilitationsschrift von Reinhard Sieder (Sieder 1988). Zur Bedeutung der zeitgenössischen Sozialstatistik für die Arbeiter- und Frauengeschichte Wiens in dem von Jahodas Interviews erfassten Zeitraum vgl. Ehmer 1981.

## Marie Jahoda – ein Porträt

Vor 110 Jahren, am 26. Jänner 1907, wurde Marie Jahoda in Wien geboren, vor 16 Jahren, am 28. April 2001 verstarb sie in ihrem Haus in Keymer im Süden von England im Alter von 94 Jahren. Die folgende biografische Darstellung von Leben und Werk versucht zu schildern und zu analysieren, welche Einflüsse auf sie gewirkt haben, in welchen Kontexten sie wirkte und welche Einsichten wir ihr verdanken.<sup>1</sup>

### Familie, Kindheit und Jugend

Marie Jahoda, die ihre Freunde und Genossen stets Mitzi nannten, war vieles zugleich und schaffte es, trotz der unterschiedlichen, an sie (auch von ihr selbst) herangetragenen Ansprüche, über ein langes Leben hinweg sie zu bleiben; so wenig sie zum Dramatischen neigte, so fern war ihr eine demonstrative Konversion, eine Attitüde, die in ihrer Generation nicht gerade selten war. Ein Gespür für Differenzen konnte die Heranwachsende möglicherweise schon früh kultivieren, wurde doch ihr Familienname unterschiedlich intoniert: die Wiener betonten nicht auf der ersten Silbe, obwohl – oder gerade weil – das im Tschechischen richtig wäre, wo dieses Wort der Nominativ Singular von Erdbeere ist. Üblicherweise werden Kinder das erste Mal in der Volksschule mit ihrem Familiennamen gerufen und es bedarf keiner übergroßen Portion Phantasie sich vorzustellen, dass sich das kleine Mäd-

---

<sup>1</sup> Da ich in den letzten 30 Jahren mehr als einmal Gelegenheit hatte, kürzere oder längere Darstellungen und Würdigungen Jahodas zu veröffentlichen, ist der vorliegende Text eine Art Zusammenführung dieser an verschiedenen Orten erschienenen früheren Würdigungen. Ich verzichte darauf, im Einzelnen kenntlich zu machen, welche früheren Texte hier wie wiederverwendet wurden. Die drei ausführlichsten Darstellungen sind Fleck 1989, 1994, 1998. Lebensdaten und Dokumente zu Leben und Werk Jahodas findet man auf der ihr gewidmeten Website des AGSÖ: <http://agso.uni-graz.at/jahoda/1024+/index.htm>, wo die einzelnen Seiten leider nicht separat ausgewiesen werden können. Interessierte sollten die im Folgenden zitierten Dokumente dank zusätzlicher Hinweise auffinden können.

chen darüber wunderte, dass die anderen nicht wussten, wie sie denn richtig heiÙe. Ihre Geschwister, Marie war das dritte von vier Kindern, werden ihr vielleicht erklärt haben können, woran das lag. Der älteste, Eduard, wurde 1903 geboren, gefolgt von Rosi 1905, Mitzi 1907 und Fritz 1909. Ihre Mutter Betty war Hausfrau und der Vater Carl betrieb ein Geschäft für „technische Papiere und Apparate“<sup>2</sup>. Mitzis GroÙeltern väterlicherseits lebten in Böhmen, mütterlicherseits kam die Familie aus Galizien. Carl Jahoda (1867–1926) und Betty Probst, verehelichte Jahoda (1881–1967) hatten also, in der Sprache der Gegenwart formuliert, „Migrationshintergrund“, aber als sie bzw. ihre Eltern nach Wien übersiedelten, mussten sie weder Visa beantragen noch eine Passkontrolle passieren, als Untertanen des Kaisers durften sie ihr Glück in der prosperierenden Metropole suchen – und finden.

Als Marie am 26. Jänner 1907 geboren wurde, lebte die Familie in der WittelsbachstraÙe 4, im 2. Wiener Gemeindebezirk, dem Stadtteil mit dem höchsten Anteil jüdischer Bevölkerung. Die „Mazzesinsel“, wie der Bezirk von seinen Bewohnern bezeichnet wurde (vgl. Beckermann 1984), bildete so etwas wie eine „Parallelgesellschaft“, um einen weiteren heutigen Begriff ins Treffen zu führen. Tatsächlich sprachen dort viele der jüngst Zugewanderten nur Jiddisch. Es gab manche Besucher der vielen Gebetshäuser und Synagogen, die Passanten aus anderen Teilen der Stadt durch ihr uÙeres befremdeten; kleine StraÙenlden boten Ethno-Food feil, Tageszeitungen und Theater benutzten Jiddisch statt der Amtssprache Deutsch. Die „Integrationswilligen“ unter den Bewohnern hielten es mutmaÙlich nicht für nötig, die Gewohnheiten ihrer Vorfahren abzulegen, um beruflichen Erfolg zu erzielen, sondern verloren das Interesse an der Tradition parallel zu ihrem eigenen Aufstieg in die Mittelschicht. Als Indiz der Aufwärtsmobilität kann man die Übersiedlung der Familie Jahoda in den 3. Bezirk anführen. Die neue Wohnung in der Seidlgasse 22 lag nur wenige hundert Meter von Mariens Geburtshaus entfernt, aber näher am Stadtzentrum und in einem „besseren Viertel“. Das nur ein paar Häuserblocks entfernt befindliche Geschäft des Vaters und die Druckerei „Jahoda & Siegel“, die dessen älterer Bruder Georg betrieb, waren bloÙ durch ein Kaffeehaus voneinander getrennt, das die beiden Brüder regelmÙig besuchten. Georg Jahoda hatte bei seinem eigenen Vater eine Druckerlehre absolviert und den väterlichen Betrieb übernommen, den er alsbald um einen Verlag erweiterte. Ab 1901 erschien bei Jahoda & Siegel *Die Fackel*.

2 So in Akt Vr 10 981/36 Landesgericht für Strafsachen Wien, Verfahren gegen Dr. Maria Jahoda-Lazarsfeld wegen Verdacht des Verbrechens des Hochverrats und des Verbrechens nach dem Staatsschutzgesetz, Vernehmung der Beschuldigten vor dem Untersuchungsrichter, Blatt 207 (Wiener Stadt- und Landesarchiv; künftig zitiert als: Akt Jahoda, LG Wien).

Nach allem was man über Karl Kraus und seinen Arbeitsstil weiß, muss, wer längere Zeit mit ihm zusammenarbeitete, ihn über alle Maßen bewundert haben<sup>3</sup>, denn anders wären die zig-fachen Korrekturläufe wohl kaum zu ertragen gewesen, die in einer Ausstellung im Jüdischen Museum in Wien 1999 besichtigt werden konnten (Lunzer et al. 1999). Kraus, die *Fackel* und seine Vorträge wurden zu einem fixen Bezugspunkt Maries: „Kein Wunder, daß Karl Kraus auch unser Familiengott wurde.“

Maries Familie war in mehr als einer Hinsicht ungewöhnlich. Dem Vater Carl fehlten offenkundig alle Attribute des autoritären Vaters, eines Typus, der Generationsgenossen Maries so nachhaltig prägte, dass sie ganze Theoriegebäude darüber errichteten.<sup>4</sup> Carl Jahoda war, was man feinsinnig nannte, er verfasste Gedichte, hielt seine Kinder an, ein Musikinstrument zu erlernen, und hinderte seine beiden Töchter nicht, anspruchsvollere Ausbildungswege zu beschreiten: Die um zwei Jahre ältere Schwester Rosa promovierte 1927 in Biologie an der Universität Wien und arbeitete danach an der Biologischen Station in Lunz und im Vivarium (vgl. Reiter 1999), bis 1938 unterrichtete sie Biologie an einem Wiener Gymnasium. Der älteste Bruder Eduard hätte gerne eine Karriere als Physiker eingeschlagen, wenn der frühe Tod des Vaters ihn nicht gezwungen hätte, dessen Geschäft zu übernehmen. Der jüngere Bruder Fritz erhielt von Eduard Steuermann Klavierunterricht und arbeitete bis zur Vertreibung 1933 in Düsseldorf an der dortigen Oper und danach bis 1938, als er wiederum vertrieben wurde, als Dirigent an der Grazer Oper. Allen Geschwistern Jahodas gelang es, den Häschern der Nazis zu entkommen; einige fernere Verwandte wurden von den Nazis ermordet.

Was Fragen der Gestaltung des gesellschaftlichen Zusammenlebens betrifft, war Maries Vater Anhänger des Ingenieurs, Erfinders und Sozialreformers Josef Popper-Lynkeus, einer der ersten Fürsprecher einer Art von Grundeinkommen. Josef Popper veröffentlichte 1899 unter dem Pseudonym Lynkeus in Dresden *Phantasien eines Realisten*, deren Veröffentlichung in der Habsburgermonarchie verboten blieb. Dennoch fand das Buch weite Verbreitung und Popper gewann in bildungsbürgerlichen Kreisen Anhänger für seine sozialreformerischen Ideen. Schon 1878 hatte er in *Das Recht zu leben und die Pflicht zu sterben* jene Gedanken formulierte, die er in *Die allgemeine Nährpflicht als Lösung der sozialen Frage, eingehend bearbeitet und statistisch*

3 „Nur ein obsessiv hingebungsvoller Verleger hätte allerdings auch, bei Karl Kraus' Charakter, *Die Fackel* jahrein, jahraus ohne einen Druckfehler produzieren können“ (Jahoda 1997c); dort auch das folgende Zitat.

4 Zu einem dieser Monumente trug Jahoda selbst bei: Jahoda (1936).